

Wo die Wirbelstürme Bäume wie Streichhölzer knicken

In Madagaskar kommt es darauf an, die Einheimischen beizeiten auf die nächste Naturkatastrophe vorzubereiten / Von Thomas Veser

FARAFANGANA, im August. Gewöhnlich ballen sich bläulich-schwarze Regenwolken über dem Andringitra-Massiv. Am Rand der Kalksteinhochebene, die Madagaskars Südosten riegelartig durchzieht, erstrecken sich Tropenwälder, auf die kaum bewohnte, spärlich bewachsene Savannengebiete folgen. In Richtung Küste haben die Kräfte der Natur im Lauf der Zeit eine sanft hügelige Landschaft geformt. Größere Flüsse durchziehen die Tiefebene, in der nur wenige Kleinstädte liegen. Mit etwa tausend Quadratkilometern etwas kleiner als die südfranzösische Camargue, zeichnet sich die Region von Farafangana durch eine gute Bodenqualität aus. Und auch über die Regenmenge können sich die Reisbauern, die in weit auseinanderliegenden Weilern leben, nicht beklagen.

Wenn im Frühjahr die gefürchteten Wirbelstürme die viertgrößte Insel der Welt heimsuchen, ergießt sich über das fruchtbare Land im Südosten allerdings mehr Wasser, als den Menschen lieb ist. Die zwei Wirbelstürme „Gloria“ und „Eline“

jetzt die Nachricht über einen herannahenden Wirbelsturm erhalten habe. Bis heute gibt es keine funktionierenden Telefonverbindungen zwischen dem Provinzhauptort und der madagassischen Hauptstadt Antananarivo auf der Hochebene. Monatlang lag die fruchtbare Kulturlandschaft damals unter Wasser. Von vielen Dämmen, Deichen und Rückhaltebecken war danach nichts mehr zu sehen. Noch Wochen später versperrten Bäume, die wie Streichhölzer geknickt worden waren, die löchrigen Pisten. Von Wasser umgeben, wirkten einige Dörfer auf Hügeln wie einsame Inseln, deren Bewohner mit Hubschraubern versorgt werden mußten.

In dieser Notlage beschloß die Deutsche Welthungerhilfe, die madagassische Region in ihr Hilfsprogramm aufzunehmen. Das Bonner Hilfswerk bereitete mit dem Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen ein Projekt zur Ernährungssicherung vor. Bis die Arbeit aufgenommen werden konnte, gingen sechzehn Monate ins Land. Die Welthungerhilfe mußte mit den Partnern, darunter die Europäische Union, erst eine finanzielle Be-

sicherung der Menschen in Bescheidenheit üben. Pro Hektar Anbaufläche, so errechnete Sylvain Houbier von der Welthungerhilfe, erntet man im Südosten neunhundert Kilogramm Reis – eine verschwindend kleine Menge im Vergleich zu China, auf dessen Kulturen freilich mit Hilfe moderner Technik Rekordernten von bis zu fünfzehn Tonnen pro Hektar erzielt werden.

Obwohl die fruchtbaren Böden im Südosten höhere Erträge ermöglichen würden, leben die Menschen von der Hand in den Mund. Hat ein Wirbelsturm die Reisfelder zerstört, müssen sich die Bewohner wenige Wochen später auf eine Hungersnot einstellen. Einfach mehr Reis anzubauen und den Überschuß einzulagern, ist ein Vorschlag, für den sich kein Einheimischer gewinnen läßt: Räuberbanden würden die Vorräte im Schutz der Nacht mit Sicherheit stehlen.

Eine Effizienzsteigerung nach westlicher Denkart ist für diese Menschen, die seit jeher als Selbstversorger lebten, fremdes Gedankengut. Während der Reisanbau in den industrialisierten Ländern eine

ben. Auf diese Weise wird die Bodenerosion beschleunigt. Rauchfahnen, die der starke Wind des Südostens über die rötlichen Pisten treibt, zeugen von der anhaltenden Selbsterstörung.

Wenn der Staat in diesem Teil der Insel überhaupt jemals vertreten war, so sind seine Repräsentanten heute spurlos verschwunden. Niemand kümmert sich darum, die mit Schlaglöchern übersäten Verkehrsverbindungen auszubessern. Metallteile eingestürzter Brücken verrotten auf dem Boden der Flüsse, wo auch die Wracks gesunkener Fähren liegen. Als die Welthungerhilfe 1998 ihr Hilfsprogramm startete, übernahmen Mitarbeiter unter Leitung des Darmstädter Ethnologen Marty Feldmann Aufgaben, die eigentlich in die staatliche Zuständigkeit fallen. Mit Hilfe einheimischer Arbeitskräfte räumte man entwurzelte Bäume von den Straßen, füllte die Löcher und erneuerte die eingestürzten Holzbrücken. Als Gegenleistung erhielten die Mitwirkenden Lebensmittel, die überwiegend aus dem Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen stammen und die pro Mann täglich ein Kilogramm Reis und zwei Kilogramm Trockenfrüchte umfassen.

Dann reparierte man die zerstörten Wohnhäuser von 500 Haushalten und verteilte Saat- und Pflanzgut mit der Auflage, nach der Ernte 50 Prozent davon zurückzuerstatten. Manchmal trifft man auf Männer, die einen schadhafte Pistenabschnitt eigenständig erneuern. Mieden Gewürzhändler früher diese Gegend mit ihren schlechten Zufahrtswegen, fahren sie nun in die Dörfer und kaufen den Reisbauern Kaffee, Nelken und Pfeffer ab. „So verdienen die Familien etwas Geld, mit dem sie auf den Märkten Produkte kaufen, die sie selbst nicht anbauen“, sagt Sylvain Houbier. Dann erneuerte die Welthungerhilfe das überalterte Bewässerungssystem und versah Rückhaltebecken mit einem Betonüberlauf und stabilen Schleusen. Die herkömmlichen Schleusen bestanden aus Erdrich, mit dem die Abflußrinne abgedichtet wurde. Jetzt kann die jeweils nötige Wassermenge pro Feld genau bemessen werden.

Weitere Fortschritte verzeichnen die zwei Dutzend Mitarbeiter in Farafangana bei ihren Bemühungen, die Einheimischen auf die nächste Naturkatastrophe vorzubereiten. Wo immer möglich, werden Reisfelder nicht mehr nebeneinander, sondern weit verstreut angelegt; bei Überschwemmungen rettet man so wenigstens einen Teil der Ernte. Zwar wird die Welthungerhilfe bei Naturkatastrophen weiterhin Soforthilfe durch herbeigeschaffte Lebensmittel aus den benachbarten Regionen leisten; allerdings soll die Bevölkerung damit vertraut gemacht werden, wie sie sich bei Wirbelstürmen selbst schützen kann.

Die klassische „Hilfe zur Selbsthilfe“ will die Organisation mit dem Beistand der Europäischen Union umsetzen. „Echo“, wie Brüssel sein gemeinschaftliches Nothilfeprogramm nannte, sieht unter anderem vor, die Bevölkerung in gefährdeten Gebieten darüber aufzuklären, wie sie eigenhändig die größten Schäden verhindern kann. Wie das im Detail laufen muß, erläuterten im vergangenen Frühjahr Staatsfernsehen und Rundfunk, als sich der Wirbelsturm Hudah der Insel näherte. Mehrmals am Tag mahnten Sprecher, den Strom abzustellen, abbrechende Äste sicherheitsshalber abzusägen und Hausdächer mit Steinen oder Sandsäcken zu beschweren. Dann wurden die Menschen aufgefordert, mit ihren Ziegen und Hühnern stabile Unterkünfte aus Beton aufzusuchen. In den weit auseinanderliegenden Dörfern um Farafangana müssen jedoch die elementaren Verhaltensmaßregeln wie bisher weiterhin eingeübt werden. Denn dort gibt es keine Radios, geschweige denn einen Fernsehapparat.



Schleusen und Dämme werden verbessert, um Überschwemmungsschäden zu verringern

Foto Thomas Veser

deckten im Februar 2000 in weiten Teilen des Südostens Häuser ab, entwurzelten Bäume und brachten die Dämme vieler Becken zur Bewässerung der Reiskulturen zum Bersten. Die Schäden waren indes geringer als beim Wirbelsturm „Gretelle“ vor vier Jahren. Mit Geschwindigkeiten von bis zu 220 Kilometern in der Stunde tobte das Naturphänomen damals durch das Land und verursachte vor der Kalkhochebene sintflutartige Regenfälle. In kurzer Zeit schwollen die Flüsse an, traten über die Ufer und setzten die Stadt Vangaindrano unter Wasser. Über Nacht verloren 60 000 Personen ihre Unterkunft, Dutzende wurden von den Fluten in den Tod gerissen.

Niemand hatte die Betroffenen rechtzeitig gewarnt; drei Tage danach mußte ein peinlich berührter Präfekt von Farafangana vor der Presse erklären, daß er erst

teiligung aushandeln. Die Deutsche Welthungerhilfe finanziert Projekte mit einem Budget, das im Jahr 2000 aus etwa 60 Millionen Mark Spenden und rund 100 Millionen Mark Zuschüssen der EU, der Bundesregierung und der Vereinten Nationen zusammengekommen war. In den einzelnen Ländern arbeitet die Organisation nur mit nichtstaatlichen Hilfsorganisationen zusammen. Damit umgeht sie die schwerfälligen Staatsbürokratien der Entwicklungsländer. Sie kann ihr Geld direkt in Projekten zur Hilfe in Katastrophenfällen und zum Schutz der natürlichen Ressourcen verwenden. Farafangana war mit Bedacht gewählt worden; in manchen Jahren herrscht Dürre, dann wieder fallen Heuschreckenschwärme über die Felder her und vertilgen die Ernte. Selbst wenn Aussaat, Pflege der Reiskulturen und Ernte einmal reibungslos verlaufen, müssen

Frage der Technik ist, bleibt die Landwirtschaft in Madagaskar untrennbar mit den Ähnen verbunden – ihnen gehört das Land, wie die Madagassen versichern. Pflügen die Männer mit ihren Zebu-Ochsen die Felder um, sind die Frauen seit jeher für das Einsetzen der Reispflanzen und die Pflege zuständig. Geerntet wird in der Regel gemeinsam.

Die jährlich wiederkehrenden Naturkatastrophen, die zunehmend stärker werden, haben die Verwundbarkeit der Landbevölkerung noch vergrößert. Die Region um Farafangana zählt mittlerweile zu den am dichtesten besiedelten Gegenden des Südostens. Weil das Bevölkerungswachstum ungebrochen anhält, werden die Kulturlächen allmählich übernutzt. Um neue Anbauflächen zu gewinnen, Holz man fortwährend Wälder ab und verbrennt die Bäume, deren Wurzeln im Boden verblei-